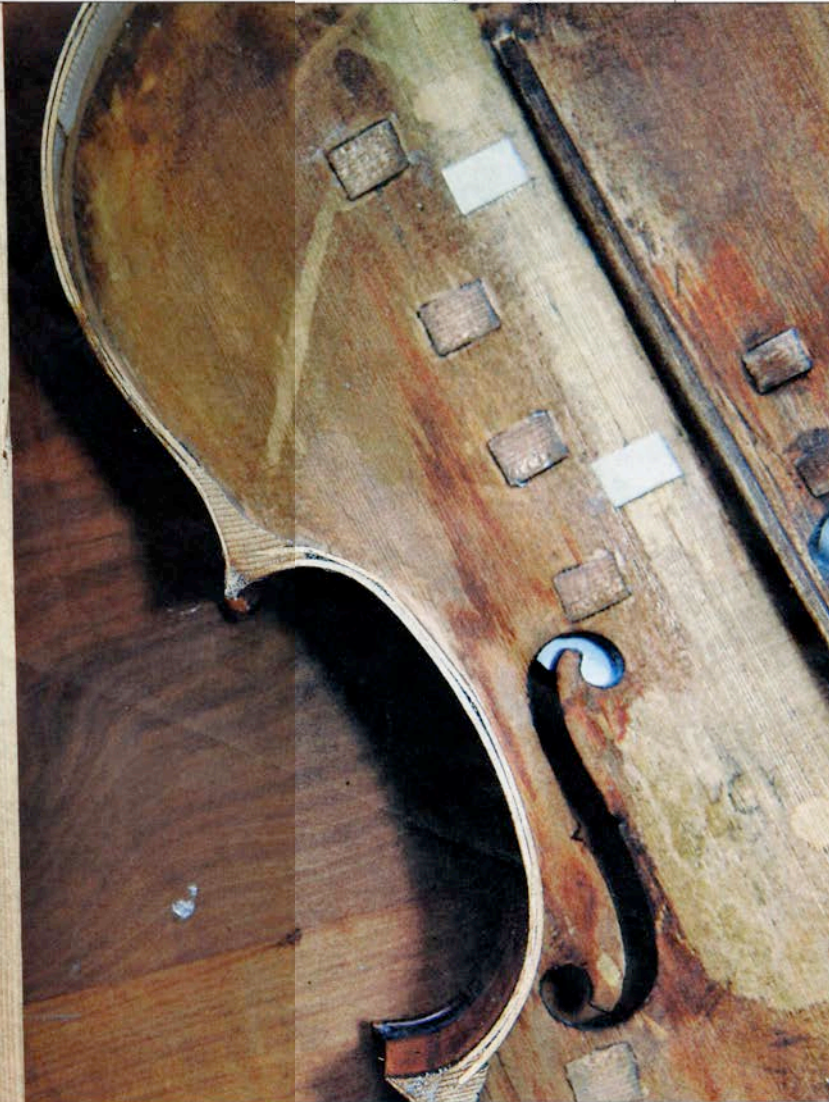


# Das Holz macht die Musik

Jeder kennt berühmte Geiger.  
Jeder kennt berühmte Geigenbaumeister.  
Aber wer sind die Menschen, die das Material finden, das man braucht, um daraus ein großes Instrument entstehen zu lassen?  
Ein Besuch in Westerholzhausen.

Von Harald Eggebrecht



kommt für den Boden auch Pappel oder sogar Weide in Betracht. Die besten Klangeigenschaften haben aber Fichten aus dem Alpenhauptkamm und Bergahorne aus Bosnien. Es dürften jedoch immer auch geeignete Tannen bearbeitet worden sein. „Und es gibt ab und an auch mal eine Geige mit Buchenboden. Gar nicht so schlecht!“

„Die Fichten müssen am Nord- oder Osthang stehen, wo sie mageren Boden haben, also nur wenig, aber relativ gleichmäßig Wasser bekommen. Am Südhang mit seiner wechselnden Sonneneinstrahlung sind die Unterschiede im Wasserhaushalt zwischen den Jahres- und auch Tageszeiten viel zu groß. Die fraglichen Bäume sollten dagegen möglichst gleichmäßig ihre Jahresringe ausbilden können.“ Er greift zwei Scheite, auf die er schon die Violinkontur gezeichnet hat, so dass der Rohling bereits die Vorstellung einer Geigendeckenhälfte weckt: „Wie schön eng und gleichmäßig diese Fichte gewachsen ist!“ Wie alt so ein Baum sein müsse? „Reif muss er sein, 250 bis 300 Jahre alt, gerade und möglichst astfrei gewachsen und schon so gut wie trocken. Deswegen fällt man sie ja auch im Winter, wenn die Bäume kein Wasser ziehen. Wenn Sie draußen im Wald so einen Stamm sehen und an ihn klopfen, klingt er nach nix, also dumpf und schlecht. Aber aufgeschnitten und zurechtgesägt klingt es ganz anders.“ Pähler reibt mit den Händen über das Fichtenscheit, es raschelt richtig zwitschernd auf, dann pocht er mit einem anderen Scheit leise dagegen. Ein heller Ton erklingt, auch Versteeg testet auf diese Weise den Klang. „Wenn es so richtig aufrauscht und hell tönt, dann ist es sehr gut.“

Es gibt verschiedene Qualitäts- und Preisklassen, und Pähler hat sein Tonholz registriert, so dass er jederzeit den Weg „seines“ Holzes verfolgen kann. „Wenn einer dann kommt, ‚du Andreas, das Holz letztthin hat eine gute Geigendecke ergeben, hast noch was davon‘, dann kann ich nachschauen, ob noch ein Stück da ist.“ Also gibt es bei ihm keine detektivisch herausfordernden Zufälle wie zu Zeiten von Stradivari und Rogeri. Pähler



**E**twas Magisches steckt in Geigen, Bratschen und Celli, diesen mit ihrer ausgeprägten Taille so weiblich wirkenden Holzschachteln. Die, die den Zauber lösen und damit weltweit Menschen begeistern können, sind die Musiker. Doch die ersten Zaubermeister sind jene, die mit ihrem Gespür für die Feinheiten des Holzes einst die Instrumente anfertigten: Nicola Amati, Antonio Stradivari, Giuseppe Guarneri del Gesù und all die anderen, die jene Geigen gebaut haben, auf denen dann Virtuosen Töne, Triller, Doppelgriffe oder Kantilenen hervorbringen können, die zum Publikum gleichsam „sprechen“.

Viele Instrumente tragen Namen berühmter Spieler oder wichtiger Eigentümer. Bei einigen Geigen kennt man diejenigen, die sie einst bei Stradivari bestellten, und weiß oft die häufig abenteuerlichen, manchmal auch gesitteten Wege der Instrumente von einem zum anderen.

Wer Gidon Kremer, Anne Sophie Mutter, Julia Fischer oder Frank Peter Zimmermann hört, interessiert sich meist auch für die Geigen, auf denen sie gespielt. Da inzwischen die Preise für altitalienische Instrumente in Millionenhöhen geschossen sind und weiter steigen, weil diese Ressource unabänderlich begrenzt ist, wächst das Interesse auch aus anlage-technischen Gründen. So erscheinen die Geigen nun in jeder Hinsicht als die kostbaren, letztlich unbezahlbaren Unikate, die sie tatsächlich sind.

Dabei werden unentwegt neue, darunter hervorragende Instrumente gebaut, der Bedarf ist riesig, man verfolge nur den Siegeslauf der europäischen Musik in Asien, wo seit rund hundert Jahren längst eine eigene „Klassik“-Kultur hohen Ranges entstanden ist. Wer aber denkt an den langen Weg einer Geige bis in die Hand der Solisten?

Oder umgekehrt: Vom Solisten über den Geigenbauer führt der Pfad viel weiter zurück, nämlich in den Wald, wo jene Bäume wachsen, aus deren Holz die verschiedenen Teile der Instrumente hergestellt werden.

★

Das Münchner Umland ist von vielen Straßen durchzogen, doch von Hohenschäftlarn nach Westerholzhausen bei Dachau führt kein direkter Weg. Aber für den niederländischen Geigenbauer Arjan Versteeg und seine ebenfalls Streichinstrumente bauende Frau gibt es da eine vitale Verbindung: Die Werkstatt der Versteegs liegt in Hohenschäftlarn, während in Westerholzhausen ein ganz besonderer Mann arbeitet, der für sie, und nicht nur für sie, den Grundstoff ihrer Arbeit, das Holz, beschafft und zuschneidet.

Dass es dafür Kenner geben muss, leuchtet ein, aber im Allgemeinen wissen nur wenige von diesen Spezialisten und ihren Kenntnissen um die Eigenschaften des sogenannten Tonholzes. Die Legende

erzählt sogar, Stradivari sei selbst auf die Suche in den Südtiroler Bergen gegangen, doch allein vom Zeitaufwand her im späten 17., dann im frühen 18. Jahrhundert ist es wenig wahrscheinlich, dass sich der Meister selbst in Winternacht bei abnehmendem Mond ans Baumfällern machte. Er wird einen Holzhändler seines Vertrauens gehabt haben, der in den Alpen Tonholz suchte, fand, zuschnitt und dann in Cremona und in den anderen oberitalienischen Städten an die Geigenbauer verkaufte.

Dabei konnte es zu spektakulären Zufällen kommen, wie Arjan Versteeg in seiner Werkstatt herausgefunden hat: „Stradivari's Messias-Geige, eine seiner berühmtesten, die heute im Ashmolean Museum von Oxford aufbewahrt wird, und eine Geige von Pietro Giacomo Rogeri (1680-1730) aus Brescia, die sich im Fundus der Anne-Sophie-Mutter-Stiftung befindet, haben je eine Decke, die vom gleichen Baum stammt!“

★

Versteeg hat das mit der Hilfe von Jahressringmessungen, der sogenannten Dendrochronologie, herausbekommen. Er befestigt eine Geige auf dem Tisch vor dem Fotoapparat, beleuchtet dann ihre Decke so, dass deren Maserung unter dem Lack deutlich sichtbar wird. Versteeg fotografiert die Decke und misst nun die Abstände der einzelnen Jahresringe. Der Computer rechnet die Ergebnisse in eine Kurve um. Da Jahresringabstände etwa über hundert Jahre ein unverwechselbares Klimaprofil ergeben – Wetter mit viel Wasser bedeutet breite Jahresringe, magerere Zeiten produzieren enge –, kann diese Kurve in eine Langzeitkurve eingepasst werden.

Ein solches Klimaprofil ist historisch einzigartig, daher lässt sich das Alter datieren. „Das heißt“, so Versteeg, „ich kann feststellen, dass eine angebliche

Stradivari von 1730 keine Stradivari sein kann, wenn die Decke auf dieser Geige von einer Fichte stammt, die frühestens 1780 gefällt worden ist, also rund vierzig Jahre nach Stradivari's Tod 1737.“

## Überall werden Geigen gebaut; aber das beste Holz gibt's in den Alpen.

Er zeigt ein Scheit, das aus einem alten Kirchengebälk stammt. Die Fichte muss Mitte des 18. Jahrhunderts gefällt worden sein. Versteeg hat an verschiedenen Jahresringen auf dem Scheit die Geburtsdaten der großen Geigenbauer eingemerkt. „Aus diesem Holz würde ich gerne eine Geigendecke machen!“ Und die Sensation, dass die Decke der „Messias“ mit jener von der Geige Pietro Giacomo Rogeri übereinstimmt? „Man vergleiche die Kurven. Wenn sie so gut wie deckungsgleich sind, müssen die Decken vom selben Holz stammen.“ Ob Rogeri zufällig in Cremona war, als Stradivari sein Tonholzerwerb, und dort gleich für sich beim selben Händler einkaufte, oder ob der Händler von einem Meister zum nächsten in der anderen Stadt reiste, wir wissen es nicht. Man kennt auch so gut wie keinen Namen von Tonholzanbietern aus der goldenen Zeit des Violinbaus.

★

Heute ist es anders, deshalb sind wir unterwegs nach Westerholzhausen. Versteegs Holzspezialist seines Vertrauens heißt Andreas Pahlter, er gehört zu den wichtigsten Tonholzkennern weltweit. Nicht nur in Europa, auch in Amerika, in China, Japan und Australien werden Gei-

gen gebaut. „Aber das beste Holz kommt eben, was mich sehr freut, aus den Alpen!“ Pahlter, Ende dreißig, mittelgroß, dunkelhaarig, mit ausgesprochen verknüppelten Gesichtszügen, lächelt verschmitzt. Seinen Verkaufsraum hat er in Mittenwald, dem Zentrum des Geigenbaus nördlich der Alpen. Doch der Anfang der Kette bis zur fertigen Geige in Händen des Musikers liegt dort, wo Pahlter sein in den Bergen gefundenes und ausgesuchtes Tonholz auf- und zuschneidet. Natürlich gibt es auch in den Rocky Mountains und anderen Weltgegenden Fichten, aber so Pahlter, die amerikanischen seien zu wenig elastisch, die dortigen Ahorne zu hart oder zu weich wie etwa die aus Südkina stammenden. „Mancher Boden von chinesischen Geigen sieht schön aus, aber man kann ihn leicht mit dem Finger eindrücken, so weich ist der chinesische Ahorn. Tatsächlich besitzen nur die Alpenfichten und die südosteuropäischen Ahorne jene besonderen Eigenschaften, die man für gute Geigen und Celli braucht. Deshalb sind Geigenbauer aus der ganzen Welt meine Kunden!“

Von weitem fällt am Dörfchen Westerholzhausen auf seinem sanften Hügel nichts Besonderes auf, auch beim Näherkommen nicht. Höchstens, dass gleich neben der Dorfstraße sich das geschnittene Holz einer Sägerei in schön gelegten Vierseittürmen stapelt. Allerdings sind es ziemlich kurze Bretter, und richtige, also normale Bretter sind es auch nicht, weil sie im Querschnitt nicht recht-, sondern dreieckig sind.

Auf dem kleinen Bauernhof empfangen uns Pahlter's Eltern sehr freundlich und bitten gleich zum Stall mit der laut kreischenden Sägemaschine. Rund herum liegen mächtige Fichtenstämme, schon in ziemlich kurze Stücke zerschnitten. Ein frischer Wind bläst über die Anhöhe, auch in der Werkstatt ist er zu spüren. Andreas Pahlter hat eine lange grün-

blaue Schürze umgebunden und trägt eine Schutzbrille. Er zeigt auf drei noch unaufgeschnittene Stammviertelstücke und ruft lachend: „Da ahnt man nicht, wie viele Celli drinstecken!“ Dann sät er mit seinem Kompagnon wieder diese charakteristischen Dreiecksscheite von gut einem Meter Länge aus einem Viertelstamm heraus. Über der Sägemaschine hängen Schablonen von Geigen-, Violoncello- und Kontrabasskonturen. Dem blanken Fichtenholz sieht man nur an, dass es gerade gewachsen und nahezu weiß mit gleichmäßiger Maserung ist.

Andreas Pahlter ist gelernter Geigenbauer, aber er wollte noch mehr über den Grundstoff, das Holz wissen, hat daher Forstwissenschaft studiert und forscht bis heute über die speziellen Eigenschaften gerade der Fichte. Kaum hat Pahlter die Säge verlassen, sprudelt es schon aus ihm heraus, während wir ihm in sein bis zum First vollgestopft Lager auf dem Bauernhauspeicher nachsteigen. Hier liegt „Holz für mindestens hundert Orchester“. Auf fast allen Scheiten finden sich bereits Konturzeichnungen der Instrumente je nach Größe. Pahlter erzählt mit solcher Empfindung und Leidenschaft von Fichten und Ahornen, vom Holz und seinen Wundern, dass einem sofort warm ums Herz wird, und aus den großen Holzstapeln die schönsten Klänge aufzusteigen scheinen. Oder man meint auch, sich die besten neuen Geigen und Celli in leuchtenden Lacken, die die enge Maserung der Fichtendecken und die Flammen der Ahornböden hervorheben, vorstellen zu können.

Seit vielen hundert Jahren werden Geigen aus Fichte für die Decke, und aus Ahorn für die Unterseite, den sogenannten Boden, gemacht und immer noch nach der einst von Andrea Amati entwickelten quintessenziellen Form, mögen sein Enkel Nicola, Guarneri del Gesù, Stradivari und andere auch manches variiert haben. Bei Celli und Kontrabässen

schwärmt: „Die Fichte hat Festigkeitseigenschaften, die über die von Stahl gehen. Wenn man also die alten Meistergeigen gut pflegt, dann können die noch weitere, fünfhundert Jahre halten!“ Dort liegt ein Holzpaket für den Geigenbauer Sam Zygmuntowicz in New York, dort eines, das zu einem Instrumentenmacher nach Tokio geht.

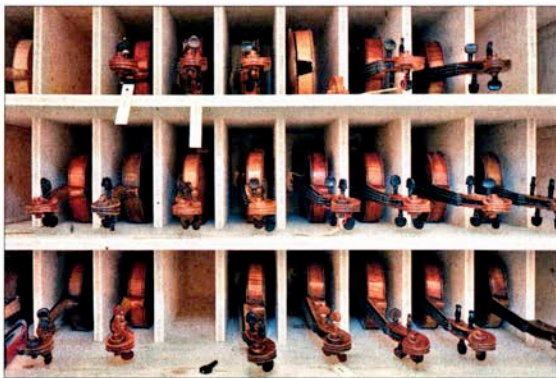
## Konkurrenz kommt aus Osteuropa: mindere Qualität, aber eben billig.

Warum der Bergahorn aus Südosteuropa der beste ist? „Da schauens diese herrlichen Flammen und Holzstrahlen, die glänzen geradezu. Das kommt von den sehr schlechten Böden dort. Aber die Stämme von dort zu ergattern, das hat mit Abenteuer zu tun. Manchmal ist alles bezahlt, aber das Holz verschwunden oder gar ausgetauscht worden. Dort gilt halt jeder von hier als der reiche Deutsche, den man ein bisschen ausnehmen muss!“ Pahlter lacht wieder verschmitzt.

★

Inzwischen gibt es aus Osteuropa Konkurrenz durch Billigware, die häufig weder nach Qualität noch vom Zustand her mithalten kann. „Aber der niedrige Preis bringt die Geigenbauer in Versuchung: Vielleicht habe ich ja Glück!“ Nun hat Arjan Versteeg ein paar vielversprechende Holzer gefunden. Die beiden fachsimpeln, während Andreas Pahlter im Lager umhersaust. Er zeigt wudwornv geflammte und schimmernde Ahorn-, Pappel- und Weidenböden, darunter Vogel-Augenahorn, gern bei historischen Instrumenten wie Gamben benutzt. Die Attraktivität solcher und anderer Fehlwüchse wird mit dem später aufgetragenen Lack noch gesteigert. Er erzählt mit Witz und Hingabe, streichelt liebevoll über die Scheite, ein Besessener, der weiß, dass Stradivari außergewöhnlich gutes Tonholz hatte, während nach 1750 die Geigenbauer auf alles, auch Minderes zurückgreifen mussten. Offenbar war Qualitätsholz nicht mehr verfügbar oder wegen kriegerischer Konflikte nicht mehr erreichbar.

Zum Schluss mahnt Andreas Pahlter: „Übrigens verstehe ich mich nicht als Holzhändler oder -verkäufer. Ich lege meinen Ehrgeiz darein, die besten Bäume zu finden, dann optimal aufzuschneiden und zurechtzusagen, außerdem immer mehr über die klimatischen und sonstigen Bedingungen für solches Holz herauszukriegen und so zu immer besseren Ergebnissen zu kommen. Mit Sägen fängt's an, und cum grano salis hört's auf dem Cello oder der Geige auch mit Sägen auf! Ich bin Tonholzsäger!“



Fein säuberlich aufgereiht warten sie hier auf Kundschaft, die Violinen im Regal beim Geigenbauer (Bild links). Der Tonholzsäger Andreas Pahlter (links) und der Geigenbauer Arjan Versteeg klopfen aufs Tonholz und lauschen, wie es klingt (Bild rechts)



Fotos: Alessandra Schnellegger